ANNE BETTEN

Stilphänomene der Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Wandel

1. Einführende Überlegungen

Vergleichende Untersuchungen über Phänomene der Mündlichkeit und Schriftlichkeit sind seit über zwei Jahrzehnten keine Seltenheit, ja in den letzten Jahren sogar ein bevorzugtes Forschungsgebiet der Linguistik. Der Akzent bei der folgenden Behandlung dieses Themas liegt darauf, zu zeigen, wie sich das Verhältnis der Stilistica, die als typisch für geschriebene bzw. gesprochene Sprache gelten, gewandelt hat, seit wir die eine, viel jüngere der beiden Erscheinungsformen, nämlich die Schriftlichkeit, an Textzeugnissen in ihrer Entwicklung beobachten können. Das Problem für einen derartigen Vergleich bleibt jedoch, daß wir für die andere Erscheinungsform, den an sich primären Bereich der mündlichen Kommunikation, bis in unser Jahrhundert hinein auf komplizierte Rekonstruktionsversuche angewiesen sind, durch die wir uns der wirklichen Sprechsprache vergangener Epochen nur punktuell und unter Vorbehalten annähern können. Ob das Hauptaugenmerk solcher vergleichender Betrachtungen auf den Übergängen von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit liegt, wie z.B. in einem Teil der Projekte des Freiburger Sonderforschungsbereichs 'Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit', oder ob Spuren oder 'Reflexe' der Mündlichkeit in mittelalterlichen Texten im Zentrum stehen, wie etwa in einer Reihe von Artikeln des Handbuchs 'Sprachgeschichte' (Besch/Reichmann/Sonderegger 1984f.): immer muß zunächst einmal eine Vorstellung von den sprachlichen Phänomenen zugrunde gelegt werden, die die mündlichen und schriftlichen Kommunikationsformen charakteristisch unterscheiden. Diese aber sind, nicht nur forschungsgeschichtlich, sondern wohl auch forschungslogisch bedingt, zunächst anhand kontrastiver Analysen der Gegenwartssprache ermittelt worden. Hieran hatten die Forschungen zur gesprochenen Sprache einen entscheidenden Anteil, die seit Mitte der sechziger Jahre durch die Analysemöglichkeit von Tonbandaufnahmen spontaner Kommunikationssituationen stark intensiviert wurden.¹

Im Gegensatz zu der viel längeren Tradition der Auswertung gesprochener Sprache in der Dialektologie, die vorwiegend phonologischen und morphologischen Charakteristika galt, trat hier vor allem die syntak-

¹ Man vgl. u.a. ausführlich Betten (1977f.), aktualisierter Rath (1989).

tische Gestaltung spontan formulierter mündlicher Texte in den Vordergrund. Die natürlich nicht ganz neue Erkenntnis, daß die stilistisch besonders relevanten Unterschiede in der syntaktischen Struktur gesprochener und geschriebener Spracherzeugnisse medial bedingt und daher notwendig seien, wurde zum Ausgangspunkt eines differenzierten Nachdenkens über die situativen Rahmenbedingungen der beiden Kommunikationsformen in all ihren Varianten. In den siebziger Jahren bezogen sich viele der einschlägigen Arbeiten auf den Katalog sog. Redekonstellationsmerkmale, die an der damaligen Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache unter Leitung Hugo Stegers als Grundlage einer Textsortendifferenzierung für die gesprochene Sprache erstellt worden waren.² Der Großteil dieser Merkmale findet sich unter der Bezeichnung 'Kommunikationsbedingungen' auch im folgenden Schema von Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1985, S. 23):

1) *Kommunikationsbedingungen:*

² S. z.B. Schank/Schoenthal (1983, S. 29ff.).

Die meisten Publikationen des derzeitigen Freiburger Sonderforschungsbereichs legen dieses Modell zugrunde. Es führt Ludwig Sölls (1974) Unterscheidung zwischen dem Medium der Realisierung (phonisch oder graphisch) und der Konzeption (gesprochen oder geschrieben), die den sprachlichen Duktus von Äußerungen betrifft, weiter und integriert auch Impulse der neueren amerikanischen Dialogforschung. Das Schema verdeutlicht, daß Kommunikationsbedingungen wie Vertrautheit, 'face-to-face', freie Themenentwicklung, keine Öffentlichkeit, Spontaneität, 'involvement', Situationsverschränkung, Expressivität, Affektivität etc. korrespondieren mit Versprachlichungsstrategien der Prozeßhaftigkeit und Vorläufigkeit, was weniger Informationsdichte, Kompaktheit, Integration, Komplexität, Elaboriertheit, Planungsaufwand etc. zur Folge habe als in Situationen kommunikativer Distanz. Ähnlich hat in der amerikanischen 'discourse analysis' Elinor Ochs (1979) die Hauptunterschiede auf 'planned' und 'unplanned discourse' zurückgeführt und Wallace Chafe (1982) 'integration' und 'fragmentation' als deren wichtigste Struktureigenschaften gekennzeichnet. Wolfgang Raible (1992) wiederum modifizierte 'fragmentation' zu 'aggregation', somit werden Integration vs. Aggregation als die zwei Extrempole der Textorganisation betrachtet.

Von Koch/Oesterreichers Ansatz wird vor allem übernommen, daß sie die Merkmale der linken Spalte nicht unbedingt mit gesprochener und die der rechten mit geschriebener Sprache gleichsetzen, sondern vielmehr im konzeptionellen Bereich nach kommunikativer Nähe und Distanz differenzieren.³ Für ihre systematische Verwendung in Koch/Oesterreichers Schema ist ferner von Bedeutung, daß Nähe und Distanz als Kontinuum mit graduellen Abstufungsmöglichkeiten gesehen werden, wie es schon zu Beginn der achtziger Jahre Deborah Tannen in Arbeiten zum 'oral/literate continuum in discourse' forderte.⁴ Und schließlich ist noch hervorzuheben, daß Koch/Oesterreicher die hier im Schema aufgezeigte Abhängigkeit zwischen Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien als universal betrachten, während die einzelsprachlichen Realisierungen unterschiedlich sein können. Von universalen Merkmalen, die durch bestimmte Kommunikationsbedingungen verursacht sind, ist jedoch nicht nur eine synchrone, sondern auch eine gewisse diachrone Stabilität zu erwarten.

³ Begriffe wie 'Nähestil', 'Distanzstil' o.ä. sind allerdings schon vorher verwendet worden, so etwa von Werner Holly (1983, S. 134ff.) bei der Analyse therapeutischer Dialoge.

⁴ U.a. in dem gleichnamigen Beitrag in Tannen (1982).

Von diesen Überlegungen ausgehend, werde ich mich im folgenden auf drei Aspekte konzentrieren, die zwar das mit dem Titel gesetzte Thema nicht ausschöpfen, aber doch einige grundsätzliche Phasen in dem sich ständig wandelnden Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Deutschen repräsentieren sollen. Zunächst werde ich den sog. 'Spuren der Mündlichkeit' in mittelalterlichen Texten folgen (2.), sodann auf das Verhältnis von mündlichen und schriftlichen Stileigentümlichkeiten im literarischen Dialog eingehen und diesen Befund mit dem spontaner Alltagsdialoge vergleichen (3.) und mit Anmerkungen zum Wandel der gesprochenen Sprache im 20. Jahrhundert anhand von Belegmaterial aus einem eigenen Projekt schließen (4.).

2. Spuren bzw. Strukturen der Mündlichkeit in hoch- und spätmittelalterlichen Texten

In der Germanistik war Barbara Sandig (1973) eine der ersten, die auf die „historische Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache“ hinwies. Sie machte auf eine Reihe syntaktischer Parallelen zwischen heutiger spontaner Sprechsprache und mittelalterlichen Texten aufmerksam, vor allem auf Herausstellungen, Ausklammerungen, Hauptsatzstellung in Nebensätzen, Tendenz zur Parataxe, Parenthesen und Anakoluthen. Sandig führte das auf von der heutigen Schriftsprache abweichende Regeln zurück, „die funktional geeignet sind für spontane Sprechsprache“: Es handle sich um „automatisierte Muster mit starker Appell-Wirkung“, die sich „besonders (!) für die direkte mündliche und spontane verbale Interaktion“ eignen und das Kurzzeitgedächtnis von Sprecher und Hörer nicht belasten.⁵

In der Forschung hatte man sich lange vor allem auf die sog. 'oral poetry' konzentriert. Nach Definition des Freiburger Sonderforschungsbereichs handelt es sich dabei um „künstlerisch-ästhetische Diskurse“, die unter den Bedingungen einer mündlichen Kultur entstehen, jedoch in den Bereich der kommunikativen Distanz hinüberreichen.⁶ Um hier „nicht von 'Schriftlichkeit' reden zu müssen“, wählten Koch/Oesterreicher (1985, S. 30) für derartige distanzsprachliche Ausprägungen von Mündlichkeit

⁵ Zitate Sandig (1973, S. 48f.).

⁶ Mit Literaturangaben s. Koch/Oesterreicher (1985, S. 30f.). Innerhalb des Sonderforschungsbereichs beschäftigt sich mit dieser Thematik besonders das Projekt von Willi Erzgräber und Ursula Schaefer 'Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit im englischen Mittelalter'; man vgl. zur Projektbeschreibung und bisherigen Publikationen den Bericht 'Sieben Jahre Sonderforschungsbereich 321', S. 80-83.

den Begriff 'elaborierte Mündlichkeit'. Spezielle ästhetische Techniken der 'oral poetry' wie Formelhaftigkeit, Wiederholungen, Reim, Rhythmus etc. dienen nicht zuletzt der Memorierung. Ich halte es für nützlich, gerade diese nicht, wie bisher häufig geschehen, als 'Spuren der Mündlichkeit' zu bezeichnen, sondern allenfalls, wie Koch/Oesterreicher (1985, S. 31), als „Spuren distanzsprachlicher, elaborierter Mündlichkeit“.⁷

Die von Sandig angesprochenen syntaktischen Merkmale sind hingegen charakteristisch für fast alle im weitesten Sinne als narrativ einzustufenden Texte des Mittelalters, und hier sind besonders die seit dem Hochmittelalter immer mehr zunehmenden Prosa-Textsorten gemeint, von der Bibel über die Legende zur Chronik und zum Roman, um nur einige zu nennen. Schon vor der Konzentration auf die Frage, welcher Art die Beziehung der mittelalterlichen Schriftlichkeit zur Mündlichkeit sei, gab es viele Detailuntersuchungen zu einzelnen dieser Phänomene, sowohl aus grammatischem Interesse an der Entwicklung der deutschen Syntax als auch aus stilistisch-rhetorischem. Im folgenden kann nur auf einige wenige ausgewählte Phänomene hingewiesen werden.⁸

Besonders zahlreich sind seit langer Zeit die Diskussionen über die Ausbildung der Satzklammer, zusammen mit der Überlegung, welche Satzglieder in welchen Sprachepochen und in welchen Textsorten bevorzugt ausgeklammert wurden. Auffällig, und damit als Stilmittel interpretierbar, ist vor allem der sog. Nachtragsstil, zum Beispiel bei den großen Predigern des Mittelalters. Er ist stets entweder als Nähe zur oder gar fälschlich als direkter Ausdruck von Mündlichkeit oder aber als besonders kalkuliertes rhetorisches Mittel interpretiert worden, was nicht unbedingt als Widerspruch zu sehen ist, da simulierte Mündlichkeit, unter die die Predigtschriften ja gefaßt werden könnten, immer bestimmte Charakteristika des Mündlichen ganz gezielt verwendet.

Charakteristisch für mittelalterliche Prosatexte ist auch die schwierige Abgrenzung von Sätzen. Der erste deutsche Prosaroman, die Lancelot-Übertragung aus dem 13. Jahrhundert, weist zwar bereits sehr komplexe Satzgefüge auf; doch u.a. wegen der Häufigkeit kausaler *wann*-Sätze, deren Status als Haupt- oder Nebensatz oft nicht klar ist, sowie wegen der vielen Satzreihungen mit *und* oder Anschlüssen mit Demonstrativa

⁷ Daß hier von Sprachhistorikern bislang häufig zu wenig differenziert worden ist, zeigt ein Blick auf die ganz heterogenen Ansätze in den oben schon genannten Artikeln 'Reflexe gesprochener Sprache' zu den einzelnen Sprachepochen des Deutschen in Besch/Reichmann/Sonderegger (HSK 2.2, 1985, Art. 85, 94, 103, 114).

⁸ Mit ausführlicheren Darstellungen der Forschungslage s. Betten (1987a).

schwebt die Satzstruktur vielfach zwischen Parataxe und Hypotaxe, und die Satzgrenzen können verwischt sein⁹ – und dies, obgleich schon in den frühesten Texten des Althochdeutschen die Fähigkeit zur abgestuften Hypotaxe nachweislich vorhanden ist, was etwa Admoni in seiner 'Historischen Syntax des Deutschen' (1990) ausdrücklich betont. Als Beispiel dafür gibt er den folgenden Satz aus Notkers Prolog zur Übersetzung von Boethius' 'Consolatio':

- (2) *Tô uuard taz ten cheiser lusta, daz er Dioterichen vriuntlichô ze hove ladeta, tara ze dero mârûn Constantinopoli, unde in dâr mit kûollichên êron lango habeta, unz er in des biten stûont, taz er imo ondi mit Otachere ze vektenne; unde ube er in uberuuunde, Romam iôh Italiam mit sinemo danche zehabenne.*

„Da geschah es, daß der Kaiser Lust bekam, daß er Dietrich freundlich zu Hof lud, zu der berühmten Stadt Konstantinopel, und ihn dort lange mit großen Ehren verweilen ließ, bis er ihn zu bitten begann, daß er ihm gönne gegen Odoaker zu kämpfen; und falls er ihn überwinde, Rom und Italien mit seiner Erlaubnis zu verwalten“. (aus: Admoni 1990, S. 68)

Gerade der bevorzugt aggregative Charakter hoch- und spätmittelalterlicher Erzähltexte und verwandter Genera – außer den Urkunden – hat seine Parallelen im Mündlichen und gilt als eines der Hauptmerkmale der sog. Nähesprache. Es ist wichtig festzuhalten, daß es sich dabei eben nicht um einen strukturellen Zwang, sondern seit Beginn der Schriftlichkeit um eine stilistische Alternative handelt, die durch Tradition und bestimmte Rezeptionsbedingungen im Bereich der narrativen Textgestaltung noch weiterhin dominant bleibt. Die Gründe dafür werden heute vor allem in der Informationssteuerung gesucht. Hierzu sind interessante Analysen auf satzübergreifender Ebene gemacht worden, vor allem zur Satzverknüpfung. Sie alle ergeben, daß sogar in den für die mittellaterliche Literatur quantitativ so bedeutenden übersetzten Texten auf der makrostrukturellen textsyntaktischen Ebene meistens autochthone Strukturen der eigenen Sprache gewählt werden, und das selbst dann, wenn die Übersetzer im engeren syntaktischen Bereich an den Konstruktionen der Vorlage kleben und recht undeutsch anmutende Interferenzen auftreten.¹⁰ Die gewählten Sprachmittel sind überwiegend solche, die der heutigen mündlichen Informationssteuerung ähneln. Es ist nur naheliegend, daß diese strukturellen Ähnlichkeiten mit der Hörrezeption in Verbindung gebracht werden, die bis zum 16. Jahrhundert überwiegend anzusetzen ist. In der Diktion von Koch/Oesterreicher läßt sich vielleicht sagen, daß hier mit Sprachmitteln der Nähe gearbeitet wird,

⁹ Vgl. dazu detailliert Betten (1980a) oder (1987a, S. 148ff.).

¹⁰ Ausführlich Betten (1987b, besonders S. 395f., 406f.).

weil die Rezeptionsbedingungen dieser schriftlich konzipierten Literatur ja weitgehend die der mündlichen Kommunikation sind.

Besonders typisch ist von den Anfängen der Schriftlichkeit bis zum Ende der überwiegenden Hörrezeption die Verwendung der Satzverknüpfungspartikeln, vor allem der Entsprechungen von nhd. *da* und *und*, mhd. *do* und *unde*, ahd. *tho* und *inti*. Auch das ae. *þa* und das as. *thó* werden, wie etwa Nils Enkvist¹¹ und Terence Wilbur (1988) gezeigt haben, ganz ähnlich verwendet, nämlich als Signale für die Information, die nach dem Willen des Textproduzenten in den Vordergrund treten soll. Enkvist hat ae. *þa* daher als 'action marker' bezeichnet, Wilbur nennt diese Technik im Heliand 'mise-en-scène', ich habe in Untersuchungen zum ahd. Tatian (Betten 1987b, S. 405) von fokussierender Wirkung gesprochen. Auf jeden Fall ergibt sich hier eine Verbindung mit der sog. 'theory of grounding'. So hat etwa Paul Hopper auch an nicht-indoeuropäischen Sprachen aufgezeigt, daß die Vordergrundsetzung ('foregrounding') häufig durch Partikeln geschieht.¹² Im Mündlichen herrschen im Deutschen Anschlüsse mit *da*, *und da* oder (*und*) *dann* bis heute vor und springen an jedem Transkriptionstext sofort ins Auge.

Ein kurzes Beispiel aus der 'Legenda Aurea' möge dies an der Gegenüberstellung der lateinischen Vorlage des Jacobus de Voragine (1267) mit der alemannischen Übertragung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der 'Elsässischen Legenda Aurea', verdeutlichen.

(3) Jacobus de Voragine:
De sancto Petro martire | Elsässische Legenda Aurea:
Von sant Peter dem brediger |
|---|---|

Cum autem adhuc septem
esset annorum *et a*
scholis rediret a patruo
suo *qui* haeresim
sapiebat, quidnam in
scholis didicerit, in-
terrogatur. *Qui*
respondit se didicisse:
credo in Deum patrem
omnipotentem coeli et
terrae etc. *Et ille:*

Do dis kint wart suben ior
alt, *do* ging es *eines moles*
von der schülen. *Do*
begegent ime sin vetter,
och ein vnglübiger, *und*
frogete daz kint waz es
lerte. Antwort Petrus vnd
sprach: 'Ich lere den
cristen glöben, vnd ist
hüte mine lecze, daz ich
sol globen an got der himel

¹¹ U.a. in Enkvist/Wärvik (1987).

¹² U.a. Hopper (1979, S. 213ff.); vgl. dazu auch Betten (1990, S. 160ff.) mit weiteren Literaturangaben, u.a. zu den Beiträgen in Gerritsen/Stein (1992).

noli dicere creatorem
coeli et terrae, cum
ipse visibilium creator
non fuerit, sed dyabolus
omnia ista, quae viden-
tur, creaverit.

vnd erde hat geschaffen.'
Do sprach er wider: 'Dis
soltu nüt sprechen, wenne
er hat die fûrborgen
heimelichen ding nüt
geschaffen. So hat der
tûfel alle ding geschaffen
die du sihst.'

(aus: C. Riehl 1993, Anhang)

Beide Textcorpora werden im Vergleich mit zwei weiteren, etwa gleichzeitigen, aber auch mehreren späteren Übertragungen des 16. und 18. Jahrhunderts von Claudia Riehl (1993) analysiert, um die Kontinuität und den Wandel von Erzählstrukturen im Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit zu zeigen. Die durch Kursivdruck hervorgehobenen Satzanschlüsse sollen im deutschen Text die typische, stark parataktische Satzstrukturierung mit bevorzugtem Satzanschluß durch die Konnektoren *do* und *und* verdeutlichen, die von der lateinischen Vorlage abweichen, wie es sich schon seit Beginn der volkssprachigen Überlieferung im Althochdeutschen feststellen läßt. Die deutschen Übersetzungen wählen alle eine andere Reliefbildung als die lateinische Vorlage. Interessant ist der schon im Althochdeutschen zu beobachtende Unterschied in der Verwendung von *und* und *do*: *Und* zeigt den Fortbestand der momentanen Grundierung (Vordergrund oder Hintergrund) an, während *do* die Vordergrundsetzung markiert. Im Lateinischen erfolgt diese Grundierung durch Abstufung von Haupt- und Nebensätzen bzw. durch Wechsel vom Imperfekt (für Hintergrund) zum Perfekt (Vordergrund) oder zum Präsens (vgl. Jacobus Z. 5f.). In den deutschen Texten hingegen sind die Sätze meist parataktisch gereiht, im gleichen Tempus, nämlich der synthetischen Form des Präteritums; und wo im Lateinischen Tempuswechsel erfolgt, steht stattdessen *do*.¹³ Das hier Gesagte gilt ähnlich für weitere Übersetzungen des 14. Jahrhunderts wie die 'Harburger Legenda Aurea' und 'Der Heiligen Leben', auch wenn deren Qualität und Verhältnis zur lateinischen Vorlage ansonsten anders eingestuft werden. In späteren Übertragungen derselben Legende aus dem 16. und 18. Jahrhundert, also nach dem Umbruch von der Hör- zur Leserezeption, wird die Reliefbildung durch andere Mittel vorgenommen, nämlich ähnlich dem Lateinischen vor allem durch eine Abstufung von Haupt- und Nebensatz und durch Tempuswechsel. Es ist jedoch nicht so, daß diese

¹³ In diesem kurzen Ausschnitt ist dies nicht zu beobachten, sonst aber häufig, vgl. z.B. Riehl (1993, S. 89f., 111).

Möglichkeiten aufgrund der Entwicklung des grammatischen Systems des Deutschen vorher noch nicht zur Verfügung gestanden hätten. So zeigt etwa der Vergleich mit der 'Harburger Legenda Aurea', daß dort mehr Hintergrundgeschehen gesetzt wird, und zwar u.a. bereits durch Verwendung des Plusquamperfekts. In 'Der Heiligen Leben' tritt *do* an der Schwelle zum 15. Jahrhundert zwar noch mit besonderer Häufigkeit auf, wie in vielen anderen Erzähltexten des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, doch wird hier mehr Hintergrund durch Kausalsätze geschaffen. Bei den Übertragungen des 16. und 18. Jahrhunderts hingegen entdeckt Riehl zuweilen eine den frühen Texten entgegengesetzte Tendenz: sogar Hauptsätze des Lateinischen werden in den Hintergrund gesetzt, und zwar meist durch Tempusdifferenzierungen.

3. Das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im literarischen Dialog

Auffällig von der hier skizzierten Satz- bzw. Textgestaltung abgehoben sind im ganzen Mittelalter die Reden. Hans-Gerd Roloff (1970) hat das zur 'Melusine' in seinen 'Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts' besonders herausgearbeitet. Die Reden in Textbeispiel (4) geben nur ganz normale, keine extremen Beispiele dafür:

- (4) *Do zugen sū mit erlichem schalle zū des künigs volck für die statt hienuß. Do nū bede des künigs volck und ouch der zweier brüder volck gesamlet warent und Anthoni und Reinhart beyde uffsitzend und von der schönen fürstin Cristinen urlap nemen wellent, do wünste in die fürstin vil glückes uff ir fartt und sprach zu irem gemachel Anthoni: „Allerliebster gemachel, noch hab ich ein bitt an üch zū tünd und bitt üch, das ir mich der eren wellent und mir die nit versagen wellent.“ Anthoni antwurt ir gar früntlich un sprach: „Das were nit möglich, das ich üch dehein müglich bitt versagen solt.“ Do sprach sū: „So bit ich üch mit gantzem fliß, sitt das gott gefüget hatt, das wir zūsammen vermehlet und ir here und fürst hie worden sint, das ir mir dan zū liebe und zū eren myns heren seligen vatters, des erbe ir sint, schilt, helm und wapenkleit füren und üch und üwerm stammen das behalten wellent noch dehein ander wapen noch plasonierung nemen wellent.“ Harzū antwurte ir Anthoni und sprach: „Allerliebster gemachel, myns vatter und aller myner fordren wapen gebürt mir nit zū lassen. Aber ich han ein warzeichen an düse welt gebracht mit dem löwengriff, so ich an mynem backen han, darumb mich manig mōnsh zū wunder beschowet hatt. Darumb so wil ich uff mynem helm zū eynem cryer füren und haben einen löwen, und umb so vil wil ich üch zūwillen stan, sid ir in üwerm wapen ouch den löwen fürent.“ Do dankete im die hertzogin und sprach: „Uwer und min wapen fürent ir billich beide, denne nit vil unterscheidet daran ist.“ Anthoni nam also das wapen und nam urlap von syner gemachel, der hertzogin Cristinen, und sassent uff und zugen mit starcker macht durch Payern und andre tůtsche land biß gan Bohem. (Thüring von Ringoltingen: Melusine. Hg. v. K. Schneider. Berlin 1958. S. 69f.)*

Die Dialogbeiträge sind komplexer und syntaktisch komplizierter gebaut als die Erzählpasagen. Während letztere im einfachen Erzählstil, parataktisch reihend mit *do-* und *und*-Anschlüssen abgefaßt sind, folgen die Reden offensichtlich Stilidealen der Rhetorik; in späteren Romanen geraten sie sogar unter Kanzleistileinfluß. Erst an Wickrams späten bürgerlichen Romanen ('Knabenspiegel' 1554, 'Von guten und bösen Nachbarn' 1556) läßt sich der vielleicht von dem humanistischen Interesse an der Umgangssprache mit beeinflusste Umschwung in der Dialoggestaltung erstmals feststellen, d.h. der Dialog tritt gegenüber dem Erzähltext quantitativ zurück und die Sprechweise wird volkstümlicher. Ingeborg Spriewald (1971) hat auch dies mit der Umstellung auf Leserezeption erklärt. Von nun an verkehrt sich in der Regel das Verhältnis von Autoren- und Figurenrede in der Erzählliteratur, wenngleich beide bis zur Gegenwart mannigfache Wandlungen durchmachen. Auf jeden Fall wird Annäherung an die Mündlichkeit nun zur „bewußten Schreibstrategie“ des Autors, wie Paul Goetsch (1985, S. 202) sagt. Sie tritt immer wieder in Richtungen mit realistischem Stilwillen zutage. Alle Analysen kommen zu dem Ergebnis, daß es verschiedene „Macharten“ dieser fingierten oder simulierten Mündlichkeit gibt, wobei sich jeder Autor andere Phänomene des Mündlichen auswählt und sie durch gezielten Einsatz wiederum als artifizielle Stilmittel verwendet. Hier sind Vergleiche mit dramatischen Dialogen möglich.

Diese sind allerdings nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, dem spontanen Dialog ähnlicher, weil sie, wie dieser, nur aus direkter Rede bestehen. Vielmehr sind sie gerade deswegen, im Gegensatz zum Dialog in erzählerischen Werken wie auch im Alltag, inhaltlich wesentlich dichter, da der dramatische Autor sämtliche Zusatzinformationen – z.B. zur Vorgeschichte, zur Handlung außerhalb der Bühne, aber auch weitgehend zur Sprechsituation selbst und zur inneren Verarbeitung der Interaktion durch die Figuren – in die Rede hineinverlegen muß, was natürlich auch Auswirkungen auf deren formale Gestaltung hat. Grundsätzlich wurde festgestellt (so etwa von Norman Page zum englischen realistischen Roman des 19. Jahrhunderts, von Siegfried Grosse zum deutschen Roman des 20. Jahrhunderts, von Arthur Kennedy zum englischen und von mir zum deutschen Drama des 19. und 20. Jahrhunderts)¹⁴, daß es sich dabei stets nur um ein sehr beschränktes Mittelrepertoire handelt, mit dem die Autoren die Illusion der Mündlichkeit erzeugen. Goetsch (1985, S. 213) drückt dies, wieder in Bezugnahme auf Koch/Oesterreicher, folgendermaßen aus: „Nicht die Häufung mi-

¹⁴ Vgl. Betten (1985a, spezieller zu den genannten Arbeiten S. 66ff.) sowie Betten (1994).

metischer Details gibt den Ausschlag, sondern die Tatsache, daß der Schriftsteller durch Planung, Komprimierung, Auswahl und Zuspitzung die Möglichkeiten der Sprache der Distanz dazu benützt, die Merkmale der Sprache der Nähe schärfer herauszuarbeiten".

Die Beispiele 5, 6 und 7 aus Wilhelm Raabe, Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch stehen für zwei typische Möglichkeiten: Raabes Dialog zwischen Leutnant und Wirt repräsentiert eine Art des elliptischen Kurzdialogs, in dem Verben, Artikel, Pronomina und alle anderen thematischen, d.h. bekannten Satzglieder ausgelassen sind. Dadurch entsteht eine knappe, zackige Sprache, die nicht nur zur Charakterisierung preußisch-militärischer Milieus beliebt ist, sondern von vielen Autoren bis zur Gegenwart, so etwa stereotyp von Dürrenmatt, auch für inoffizielle rasche Dialogpartien benutzt wird, weil man sie offensichtlich für ungezwungen und privat hält – fälschlicherweise!¹⁵

- (5) Nimmer wurde ein müder Wanderer unter einem Schenkenzeichen freudiger begrüßt als der Leutnant Rudolf Götz unter dem Schilde des Grünen Baumes. [...]

„Das Nest beisammen Lämmert?“ fragte der Leutnant.

„Jeder Vogel auf seinem Zweig.“ antwortete der Wirt in ordnungsmäßiger Positur, beide Hände an den Hosennähten. „Bullau?“

„Auf seinem Zweig im Baum.“

„Schön! Stoff?“ „Propre.“ antwortete der Wirt, den Zeigefinger langsam und bedeutungsvoll über die Lippen ziehend.

(Wilhelm Raabe: Der Hungerpastor. In: W.R.: Sämtl. Werke. Bd. 6. Göttingen 1966. S. 204)

- (6) Goethel: Stöhnt eindrucksvoll. Tönt prachtvoll.

Gnägelmann: Und das nach mehr als drei Wochen.

Goethel: Toll. Kammerkomplex phänomenal.

Gnägelmann: Nach einer Herztransplantation und einer Magenresektion.

Goethel: Chapeau. T-Wellen göttlich.

(Friedrich Dürrenmatt: Die Frist. Zürich 1977. S. 79)

In Frischs 'Stiller' ist die wörtliche Rede hingegen stark in den epischen Kontext eingebunden und von ihm gestützt:

¹⁵ Vgl. ausführlich zu Dürrenmatt Betten (1980b) sowie zur Tradition dieser Art elliptischen Stils im dramatischen Dialog Betten (1985a, S. 173ff. und passim). Die Dialogpartien aus Raabe und Frisch sind im Vergleich zum epischen Kontext ausführlich behandelt in Betten (1985b). Ich habe hier bewußt auf Textstellen zurückgegriffen, die ich in anderen Zusammenhängen schon genauer analysiert habe. Im Rahmen dieses Beitrags kann nicht allen Gesichtspunkten intensiv nachgegangen werden, die für die Stilbestimmung und -bewertung wichtig sind, da es hier vor allem darum geht, größere Entwicklungslinien aufzuzeigen. Auf diese Weise hoffe ich jedoch, den Interessierten Hinweise geben zu können, wo ich das hier nur kurz Angedeutete glaube detaillierter nachgewiesen zu haben.

- (7) Lange konnte die arme Julika vor Schluchzen überhaupt nicht sprechen. „Julika?“ fragte er endlich mit einiger Ahnung, daß ihr Schluchzen nichts mit der dummen Haarspange zu tun hatte. „Was ist denn los? – Julika? – So rede doch!“ –

Julika war beim Arzt gewesen.

„Bist du?“ fragte er. Sie versuchte sich zu fassen. „Und?“ fragte er. Stiller saß auf der Couch neben ihr, Glas und Trockentuch noch immer in der Hand, während die verzweifelte Julika, von neuem Schluchzen geschüttelt, sich mit beiden Händen in das Kissen krallte, derart, daß das Kissen riß. [...] Julika zerriß das Kissen, und Stiller fragte bloß: „Was sagt er denn, der Arzt?“ – Die Art seiner Teilnahme (und das findet Julika noch heute) war grauenhaft, seine zärtliche Besonnenheit, seine freundschaftliche Besorgtheit, all dies mit dem Glas von seinem Vorabend in der Hand; ihre gestammelte, immer wieder von Erstickungsnot unterbrochene und von immer neuem Schluchzen verschüttete Eröffnung, daß sie nämlich sobald wie möglich nach Davos gehen mußte, in ein Sanatorium nach Davos, entlockte ihm vorerst nur die trockene Frage: „Seit wann weißt du das?“ – „Seit bald einer Woche!“ sagte sie in der Annahme, Stiller könnte die Grauenhaftigkeit dieser Woche erahnen. „– seit einer Woche schon!“ Statt dessen fragte er bloß: „Und warum meldest du es mir erst heute?“ Stiller benahm sich unmöglich. „Ist es wahr?“ fragte er sogar. „Wahr? Wahr? ...“ Erst lachte Julika wohl hellauf, dann schnellte sie empor, blickte ihn an und sah, wie Stiller sie ebenfalls anblickte: als wäre es möglicherweise nur eine Finte von ihr, eine billige Übertreibung, um ihm die fröhliche Erinnerung an den Vorabend zu verderben. Sie schrie: „Geh! Geh! Geh mir aus den Augen!“ Stiller schüttelte den Kopf. „Geh! Bitte. Geh hinaus!“ – „Julika“, sagte er, „das ist mein Atelier.“

(Max Frisch: Stiller. Frankfurt 1973. S. 95f.)

Die Auswahl dieser Äußerungsfragmente ist in ganz anderer Weise der Sprechwirklichkeit angenähert. Dennoch finden sich auch hier nur sehr wenige, geläufige Charakteristika des Mündlichen, und beileibe nicht die Konstruktionsbrüche, Korrekturen, Redundanzen und auch nicht die Häufung von Gliederungs- und Verständnissicherungssignalen, die unsere heutigen spontanen Dialoge so stark kennzeichnen. Als ein Beispiel dafür diene ein schon häufig analysierter Text aus dem Freiburger Corpus, der spontan formulierte Beitrag einer Studentin in einer Unterhaltung zu dritt über die Ehe. Er enthält u.a. viele Anschlüsse mit *und*. Rainer Rath (1979, S. 107f.) hat diese Anschlüsse in seiner Analyse im Verein mit anderen Signalen kursiv gesetzt, um zu zeigen, wie durch diese Mittel mündliche Äußerungen segmentiert werden, nämlich hier in 12 Äußerungseinheiten (= ÄE):

(8) Gliedertext:

- Ä I „Ja, aber das ist doch noch nicht das ist doch noch nicht Ehe \
- Ä II Ich meine, unter Ehe verstehen wir doch nicht nur eine Liebe, so ne besondere Liebe zu einer Frau, sondern Ehe ist eine ganze Institution mit mit sagenhaft vielen Verpflichtungen, die beide Partner gegenüber haben
- Ä III Und + P [teilweise gefüllt] ich weiß nicht (ich müßte) wir können das gar nicht so schrecklich schnell abtun \
- Ä IV Und + P [gefüllt] meine These, vielleicht ist sie falsch, ist doch die, daß unsere Vorstellung der abendländische Begriff der Ehe wesentlich geprägt ist durch das Christentum \ + P
- Ä V Oder durch christliche Vorstellungen \
- Ä VI Und (daß) da wir im Augenblick eine große Wandlung sich vollzieht ↗
- Ä VII Und + P ich meine, (von von Säkulari) Säkularisierung ist das ist schon n veralteter Begriff ja ↗
- Ä VIII Also das Christentum verliert immer mehr an Bedeutung oder verliert seinen Sinn \
- Ä IX Und es ist viel viel schwerer noch den christlichen Glauben aufrechtzuerhalten bei Weltraumforschung und bei allen gerade biochemischen Erkenntnissen und man man ist fähig irgendwie Plasma zu zeugen, was weiß ich \ + P
- Ä X Und + P [gefüllt] in diesem ja großen Wandel, der sich im Augenblick vollzieht, zu dem gehört auch, daß das die Vorstellung vielleicht der Ehe neue ja neue Gestalt annimmt. \
- Ä XI Und + P daß daß also also eigentlich aus aus dieser Sicht heraus man sich die vielen Probleme auftun. \
- Ä XII Denn wie anders könnten sonst die Chinesen plötzlich quasi die Ehe abschaffen \//...”

In der neueren Forschung zur gesprochenen Sprache sind die meisten der hier zu beobachtenden, von den Normen schriftsprachlicher Textgestaltung abweichenden Phänomene positiv, auf ihre kommunikativen Leistungen hin interpretiert worden, nicht als Ergebnis von Planungsschwierigkeiten des Sprechers, sondern eher als sein Entgegenkommen gegenüber dem Hörer: so etwa wenn bei mimisch wahrnehmbaren Anzeichen von Nichtverstehen auf der Hörerseite die begonnene Konstruktion aufgegeben und durch eine neue ersetzt wird (wie z.B. beim Anakoluth) oder durch Parenthese (der häufig ein Anakoluth folgt) eine Erklärung nachgeschoben wird. Korrektur und Präzisierung wurden und werden als notwendige Mittel der linear fortschreitenden Versprachlichung der mündlichen Situation gesehen, die Neigung zur mehr parataktischen Gestaltung sowohl als Resultat der raschen und nur einmaligen Planungsmöglichkeit auf der Sprecherseite wie auch als Einstellung auf die Perzeptionsbedingungen beim Hörer. Fragmentarische Äußerungen gelten in dieser funktionalen Sicht als ökonomisch, die Rede von ablen-

kendem Ballast freihaltend, den Hörer nicht langweilend, das Wichtigste klar herausstellend etc.

Bei aller Einsicht in diese wünschenswerten Leistungen erhebt sich jedoch die Frage, ob spontanes Sprechen wirklich so sein muß, nicht anders sein kann, also auch immer so bzw. ganz ähnlich war. Der Vergleich etwa mit dem heutigen Englischen oder mit romanischen Sprachen weist zwar auf eine Reihe von Universalien des Mündlichen hin, aber auch auf einzelsprachliche Besonderheiten, wie etwa im Deutschen die hohe Frequenz von Abtönungspartikeln. Auch der Blick zurück in die Geschichte bestätigt, wie ich hier zeigen wollte, gewisse Universalien der Textgestaltung unter Bedingungen der Hörrezeption, wobei allerdings die im spontanen mündlichen Dialog auftretenden Phänomene dort gerade nicht in der stark rhetorisch überformten Dialogwiedergabe, sondern in der Erzähltextstruktur anzutreffen sind. Was sich daher im historischen Vergleich nicht finden läßt, sind die Verständnissicherungs- und Gliederungssignale, deren hohe Frequenz beim Lesen eines Transkripts den starken Kontrast zu den Normen eines schriftlich konzipierten Textes wesentlich verstärkt. In der fingierten Mündlichkeit literarischer Dialoge wird dieser Bereich denn auch meist nur auf ein ganz sparsames Repertoire einzelner *ja*- oder *nicht wahr*-Formeln zurückgedämmt, da diese Signale ja nur in der 'face-to-face'-Kommunikation eine Funktion haben, außerhalb dieses unmittelbaren Kontaktbereichs aber nur störend und plump wirken. Es ist zwar versucht worden, Aufschlüsse über ihren früheren Gebrauch aus der Dramensprache seit dem Sturm und Drang zu gewinnen, so etwa von Helmut Henne (1980), aber über ihre wirkliche Distribution und Frequenz bzw. Häufung – gerade die 'cluster'-Bildung spielt im spontanen Sprechen eine große Rolle – läßt sich daraus kaum Aufschluß gewinnen. Die bedauernde Feststellung, daß uns die primäre Mündlichkeit früherer Epochen nicht zugänglich ist, scheint alles weitere Fragen nach Sprach- und Stilwandel in diesem Bereich zu erübrigen.

4. Überlegungen zum Wandel der gesprochenen Sprache im 20. Jahrhundert

In den letzten Jahren war es mir möglich, Sprachmaterial zu erheben, das zumindest weitere Überlegungen über einen Wandel der gesprochenen Sprache zuläßt. Es untermauert die oft geäußerte These vom Untergang des Bildungsbürgerdeutsch nach dem Zweiten Weltkrieg auch für die Sprechsprache. Und zwar habe ich zusammen mit zwei Mitarbeiterinnen in Israel bislang über 150 Gespräche mit jüdischen Emigranten der dreißiger Jahre aus deutschsprachigen Herkunftsländern aufzeichnen können, die dort aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt wegen des für

viele schwierigen Zugangs zum Hebräischen, das Deutsch der zwanziger Jahre lebendiger bewahrt haben als in anderen Emigrationsländern, weniger beeinflusst von der neuen Sprache ihrer Umgebung, wie es etwa in englischsprachigen Ländern oft der Fall ist, und kaum oder gar nicht beeinflusst vom Sprachwandel in den deutschsprachigen Ländern. Sie alle zeigen, unabhängig von ihrer Schulbildung und Berufsgruppe, in allen Formen des Mündlichen, beim Erzählen wie zum Teil auch im raschen Dialog, eine wesentlich stärkere Ausrichtung an der Schriftsprache, um nicht zu sagen an der Literatursprache, die für sie alle heute noch eine wichtige Rolle spielt, ihnen als einzige Heimat geblieben ist.¹⁶ Beispiel (9) stammt von dem zur Aufnahmezeit 84jährigen Franz Krausz, aufgewachsen in Österreich, dann in Berlin Verlagsagent, Emigration mit 29 Jahren, in Israel später ein bekannter Graphiker; Beispiel (10) von der 72jährigen Dalia Grossmann, Arzttochter aus Berlin, emigriert an ihrem 14. Geburtstag, ausgebildet als Kindergärtnerin.

- (9) FK: dann kam der erste april| ** der judenboykott| *3* zu dem die nazis
 ** zum ersten mal *3* ihre ** judenfeindliche propaganda| ** nicht in
 büchern nicht in zeitungem ** tageszeitungen| *3* vertraten ** son-
 dern ** in aufmärschen ** in den straßen berlins| *3* mit gesängen|
 ** mit slogans ** gegen das judentum| *3* mit *3* aufschriften ** an
 den jüdischen geschäften * die alle geschlossen * zugeschlagen| *3* und manch-
 mal warn auch die scheiben * zugeschlagen| ** fe/ ** und ** al-
 les mit aufschriften versehen| *8* juden| ** ich fahre * (ich hatte *
 eine dienstreise ** durch ganz berlin zu machen|) ** mit dem: *zwei-
 decker*autobus! ** ich konnte von oben ** alles sehen ** was sich in
 den straßen tat| *3* es gab überhaupt keine polizei| *3* die: S*S *S
 nicht SS| die SA| ** ja| *4* konnte ** auf den straßen machen was
 sie

KH: hm:|

FK: wollten| *6* es gab fast keine juden auf der straße| ** aber wenn sie
 einen:=ä: trafen * ja| *3* hielten sie an| * ja| ** weiß nicht was sie
 mit ihm gemacht ha:m| ** ich fuhr ja in de:r * im bus| * im zweiten
 stock| ** und ä:: *3* kam zurück| ** ins:: ** büro| *5* a un:d *3*
 sagte ich habe hier keine * existenzberechtigung mehr| ** ich werde
 weggehen| ** so rasch ich kann| ** aber mein chef zeigte mir einen
 ** einen:: ** zettel ** ja| ** von der ä: einem büro von de:r ** ä=ä *
 partei| ** nazipartei| ** wo er mich beschäftigen darf| *3* ich war
 ja damals noch österreichischer| *4* ach dir wird gar nichts passiern| un
 was willst du| * ja|

(Gespräch mit Franz Krausz, * 1905 St. Pölten/Österreich, emigriert
 1933. Aufnahme Kristine Hecker, Tel Aviv 1989)

¹⁶ Mit einer ausführlicheren ersten Skizzierung des Projektes s. Betten
 (1993a). Die Aufnahmen werden nach Abschluß des Projektes im In-
 stitut für deutsche Sprache/Mannheim archiviert und Interessenten zur
 Verfügung stehen.

- (10) mein vater kam her * am dritten mai * neunzehnhundertdreiendreißich↓
 ** und warum↓ * er war * angestellt * am krankenhaus lankwitz↓ **
 und hatte * eine ** sehr antisemitische hebamme↓ ** und einen * ä: ge-
 schmaddeten ** ä: direktor des krankenhaus↓ ein herr doktor XY↓ ** der
 im grunde mit ihm sehr befreundet war aber doch↓ // ** und eines tages
 ** sch/ ä steckte man meinem vater daß er doch vielleicht * verschwindet↓
 ** daraufhin ** (entsinn ich mich noch * wie heute↓) ** is=er über nacht
 ** getürmt * in die schweiz↓ ** am nächsten morgen ** bekamen wir von
 ihm ein telefon aus freiburg↓ ** weil er sorgen hatte um uns↓ ** meine
 mutter hat kurzen prozeß gemacht hat meinen bruder genommen ** hat
 ihm eine karte gegeben ** und hat ihm gesacht bis du nich siehst daß dein
 vater * in marseille auf=m schiff is ** läßt du ihn nicht alleine↓ ** jetzt war
 es so↓ * damals zu jenen zeiten * hat der faruk ** in ägypten sehr * nach
 jüdischen * spezialisten gesucht↓ ** mein vater hatte nich grade die idee
 nach palästina zu kommen weil das von ihm weit ** entfernt war↓ ** und
 er wollte im grunde nach ägypten fahrn↓ daraufhin hat mein bruder ihm
 gesagt wenn du schon in der gegend bist * dann fahr doch nach palästina
 denn ich will dort ganz bestimmt hinfahrn↓ ** und so kam es daß vati
 wirklich ** hier und dort war ** und sich nicht entschließen konnte wo er
 nun wirklich bleiben wollte↓ ** er kam nach tel aviv und die damaligen
 * ärzte warn nich sehr * erfreut für eine ** große gute konkurrenz so daß
 der empfang nich so herrlich war↑ ** und er ließ meine mutti ** kommen
 um zusammen zu beschließen↓

(Gespräch mit Dalia Grossmann, geb. Hildegard Sachs, * 1919 Berlin,
 emigriert 1933. Aufnahme Miryam Du-nour, Jerusalem 1991)

Im Vergleich zu Beispiel (8) fällt auf, daß beide fast nie die Gliederungs- und Verständnissicherungssignale benutzen, die dort so häufig sind, ferner nicht die vielen Formeln wie *ich meine* (Bsp. 8, ÄE II, VII), *ich weiß nich* (ÄE III), *was weiß ich* (ÄE IX), und ebenso nicht oder kaum die sonst heute so häufigen Wortwiederholungen, Satzabbrüche und Konstruktionswechsel. In Text (9) von Krausz kommen dagegen nur einige Wortkorrekturen vor, in (10) gar keine, und nur in (10) findet sich ein einziger Satzabbruch (Z.5 *aber doch*).¹⁷ Ich möchte behaupten, daß im Vergleich zu den allermeisten Transkriptionstexten heutiger deutscher Sprecher die Texte von Krausz und Grossmann fast literarisch wirken: Asyndetische Reihungen überwiegen gegenüber *und*-Anschlüssen; wenn, dann steht *und* meistens allein und zeigt so nur die parataktische Rei-

¹⁷ Die Wortwiederholungen und -korrekturen sind in den Texten (9) und (10) kursiv gesetzt, ebenso die Satzanschlüsse mit *und* und *dann* und das Verständnissicherungssignal *ja*. Einschübe sind für meine Zwecke hier durch runde Klammern kenntlich gemacht, Satzabbruch durch //. Die übrigen Transkriptionszeichen entsprechen den (neuen) Konventionen der Phonai-Reihe im Niemeyer-Verlag, wo 1995 ein Band mit Texten aus diesem Interviewcorpus erscheinen wird: * steht als Pausenzeichen, ↓ für fallende und ↑ für steigende Intonation, : als Längenzeichen, = bei Verschleifungen.

hung an, ohne in Verbindungen wie *und dann*, *und so* zu starke Zäsuren zu setzen. Die Sätze sind fast alle korrekt gebaut, auch nach Einschüben werden die Konstruktionen akkurat wie im Schriftlichen weitergeführt (vgl. Bsp. 9, Z. 8f., Bsp. 10, Z. 7f.). Einfache rhetorische Mittel wie Parallelismus und andere Formen der Hervorhebung werden wirkungsvoll eingesetzt (vgl. Krausz, Z. 2-5 oder Grossmann, Z. 10f.). Neben diesen syntaktischen Stilmitteln zur Intensivierung verwendet Frau Grossmann rhetorische Fragen wie *und warum?* (Z. 2), Ankündigungsformeln wie *jetzt war es so* (Z. 12f.), klassische Erzähleinleitungen wie *damals zu jenen Zeiten* (Z. 11).

Auch diesem Stil sind die Mittel des Mündlichen nicht ganz fremd. Außer dem reihenden *und* verwendet Krausz mehrfach das Verständnissicherungssignal *ja?* Dies stellt jedoch sowohl quantitativ wie qualitativ eine äußerste Reduktion der für mündliches Erzählen typischen Mittel dar. Die folgende moderne literarische Ich-Erzählung diene hier noch zu einem weiteren Vergleich:

- (11) *Wenn Gisela* morgens nach Naurath fährt, bin ich mit Matthias allein zu Hause. Ich habe Ende Sommersemester 1976 das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Geschichte und Philosophie bestanden, aber nun bekomme ich keine Stelle. Es ist völlig hoffnungslos. Ich bin kein Einzelfall. *Wenn Gisela weggefahren ist*, // wir wohnen hier in Neuweiler, und bis Naurath muß sie ungefähr zwanzig Kilometer fahren über Ehrang, Naurath/Eifel ist sogar Luftkurort, es liegt auf der Höhe, Neuweiler auch, Höhenlage, wir hatten die Wohnung seinerzeit im „Trierischen Volksfreund“ gesehen, und Gisela sagte bei der Wohnungsbesichtigung, das sei genau das Richtige, herrlich der Blick in die Landschaft, Grün, nur Grün, aber diesen Sommer die Wiesen weitherum ausgedörrt, im Winter Weiß, wenn unten in der Stadt der Schnee längst weg ist, ich erkläre den Weg, wenn ich mir bei Horten unten das Bier bestelle, am besten so, es sei hinter dem zweiten Bauernhaus links, rechts ist eine Reihe Einfamilienhäuser, wo auch ein Staatssekretär wohnt, nicht, daß ich ihn persönlich kenne, aber ich sah sein Bild schon im „Volksfreund“, die Welt ist hier klein.

(Walter Schenker: Eifel. Zürich 1982. S. 5)

Der Autor und Linguist Walter Schenker hat hier syntaktisch den Stil mündlichen Erzählens durch die Verwendung von Anacoluthen (s. meine Markierung durch //, Z. 5), Parenthesen und lose Satzreihung, die eine nicht klar segmentierbare Kette bilden (Z. 5 bis Ende) nachgebildet, wenngleich mit der bei der literarischen Verwendung dieser Mittel üblichen „Domestizierung“ gegenüber der oft schwer klassifizierbaren Vielfalt ihrer spontanen Erscheinungsformen. Doch selbst hier finden sich diese syntaktischen Merkmale der sog. Nähesprache gehäuft als bei Krausz und Grossmann, obwohl generell eigentlich zu konstatieren ist, daß diese

Mittel als Signale für Mündlichkeit in der Literatur wesentlich sparsamer gebraucht werden.

Man könnte zusammenfassend zum Erzählstil der beiden Emigranten sagen, er weise nicht viel mehr Anzeichen von Mündlichkeit auf, als man in traditionellen Stilistiken findet, die ihr Mittelrepertoire letztlich aus den gleichen Quellen schöpfen wie Hermann Wunderlichs Beschreibung der „Umgangssprache“ von 1884, nämlich dem doch weitgehend an der Schriftnorm orientierten Dialog in der Literatur, in den nur die kleinen Nachlässigkeiten eingestreut sind, von denen der exzellente Dialogschreiber Lessing, der quasi noch als Vorbild dieser Konversationssprache zu denken ist, sagte: „All die kleinen Nachlässigkeiten [...], die dem Dichter so schwer zu finden waren, die er mit so vieler Überlegung dahin und dorthin streute, um den Dialog geschmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anschein der augenblicklichen Eingebung zu erteilen“.¹⁸ Die deutsch-jüdischen Emigranten benützen diesen Stil ganz selbstverständlich. Sie haben die Sprache des gebildeten Bürgertums des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts noch internalisiert, trugen sie doch ihre Klassiker bis einschließlich Thomas Mann soweit es möglich war mit in die Emigration und fühlten und fühlen sich auch heute noch als Erben des humanistischen Bildungsideals. Der Sprachstil der Israelis wird von jungen Leuten bei uns manchmal als elitär, prätentios, ja affektiert empfunden, wie sie selbst berichten. Daneben regt sich aber auch Bewunderung, daß diese alten Bildungsbürger fast so sprechen können, wie man schreibt. Oft werden sie als letzte Repräsentanten der Weimarer Kultur bezeichnet, was sie gern hören. Daß auch viele Menschen ohne akademische Bildung an dieser Sprechkultur teilhatten und -haben, zeigt, wie stark die prägende Kraft der damaligen an der Schriftsprache ausgerichteten Idealnorm auf alle Bildungsbeflissenen war.

5. Resümee

Abschließend seien die Argumente der drei Teile dieses Beitrags noch einmal in Zusammenhang gebracht. Es gibt eine gewisse Kontinuität mündlicher Textstrukturierung, die sich sowohl in den verschiedensten Sprachen wie auch in frühen schriftlichen, dem Mündlichen nahestehenden Entwicklungsphasen einer Sprache relativ konstant bzw. kontinuierlich zeigt. Gewiß bedarf es weiterer detaillierter Studien quer durch alle deutschen Prosatextsorten des Spätmittelalters, die nicht direkt in lateinischer Stiltradition standen, um noch nuancierter beschreiben zu

¹⁸ Vgl. Lessing (1969, S. 520), ausgiebiger auch besprochen in Betten (1985a, S. 151f.).

können, wie sich mündliche Informationsstrukturierung und Stilprinzipien auf die frühe mediale Schriftlichkeit ausgewirkt haben. Es wird noch genauer zu ermitteln sein, ob diese sog. konzeptionelle Mündlichkeit in Texten medialer Schriftlichkeit ein halbwegs bewußtes Orientierungsmuster z.B. im Hinblick auf ihre auditive Rezeption war oder ob hier zunächst nur die alten Vermittlungsstrukturen noch nachwirkten. Die Textsortenabhängigkeit ist jedenfalls noch weiter zu klären. Es gibt vermutlich doch nicht nur die komplizierte Hypotaxe bei den Urkunden in Anlehnung an das Lateinische auf der einen Seite und den schlichteren Stil konzeptioneller Mündlichkeit bei allen anderen frühen Prosagenera, wie es Admoni (1990, S. 116ff.), etwas verkürzt gesagt, ansetzt. Schon der Blick auf die andere Entwicklung im Bereich der Dialoggestaltung zeigt, daß es weitere Varianten gab. Auch zwischen Erzähltext und Kommentar – z.B. bei biblischen Nacherzählungen und ihrer anschließenden Auslegung in mittelalterlichen Predigten – und gewiß bei noch vielen anderen Textsorten, gab es seit Beginn der Schriftlichkeit Variationen in der sprachlichen Gestaltung.¹⁹ Hör- und Leserezeption sind sicher nur ein Kriterium für solche konzeptionellen Unterschiede – allerdings gewiß eines der grundlegendsten.

In späteren Entwicklungsstadien des Deutschen, in der ausgeprägten Schriftkultur der Neuzeit, erhält die Verwendung der charakteristischen nächstsprachlichen Mittel im Schriftlichen eine andere Funktion. Sie ist im Spannungsfeld zwischen dem Prestige der Schrift- und Literatursprache einerseits und der Rebellion gegen die verfestigte Norm andererseits zu sehen. Die literarischen Experimente der Neuzeit, einschließlich ihrer Rückholung konzeptioneller Mündlichkeit in die mediale Schriftlichkeit – etwa im modernen Roman –, bezeugen dieses ständige Wechselspiel. Es ist sicher für alle Etappen des 19. und 20. Jahrhunderts interessant, genauer zu hinterfragen, für welche Kreise bzw. für wieviel Prozent der Bevölkerung die mit der Klassik erreichte Sprachnorm Gültigkeit besaß und in welchen Abstufungen sie in verschiedenen Kommunikationssituationen realisiert wurde. Es gibt nur sehr unzureichende Möglichkeiten, zu erschließen, wieweit sich die Normvorstellungen der konzeptionellen Schriftlichkeit im Bildungsbürgertum als generelles Orientierungsmuster jeglicher Kommunikation, also auch der mündlichen, durchsetzen konnten. Die Dialogsprache in der Literatur ist dabei nur mit äußerster Vorsicht als Quelle heranziehbar. Vor diesem Hintergrund scheinen mir die Befunde der Interviews aus Israel, die die Sprechsprache des gebildeten Bürgertums der zwanziger Jahre widerspiegeln, von Bedeutung für die

¹⁹ Vgl. z.B. Betten (1993b, S. 139f.) mit einem Text aus den Altdutschen Predigten, Oberaltaicher Sammlung, aus dem späten 12. Jahrhundert.

Erforschung der Entwicklung der Sprechsprache im 20. Jahrhundert zu sein. Sie belegen auch und vielleicht gerade für den Bereich der Mündlichkeit die von den Sprachhistorikern grob bis zum Zweiten Weltkrieg angenommene Gültigkeit und Akzeptanz standardsprachlicher Normen. Zugleich illustrieren sie im Vergleich mit der Sprechsprache von heute den drastischen Normenwandel in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die Mehrzahl der Sprachhistoriker heute sieht 1945 oder, unter Einkalkulierung einer kleinen Verzögerung, 1950 einen Einschnitt in der Sprachentwicklung, der von Peter von Polenz (1989) und Stefan Sonderegger (1979) als neue polyzentrische Phase bzw. „Öffnung in sozialer, sprechsprachlicher und regionaler Sicht“ bezeichnet wird. Wenn wir die bei den Emigranten konservierte bürgerliche Sprechsprache des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts in Koch/Oesterreichers Schema lokalisieren, handelt es sich um eine, je nach Individualstil und Erzählangagement graduell abgestufte 'distanzsprachliche Mündlichkeit', die aber völlig andere Züge trägt als die „Spuren distanzsprachlicher, elaborierter Mündlichkeit“ der 'oral poetry', von der ich anfangs sprach, oder auch etwa die distanzsprachliche Mündlichkeit eines ganz oder teilweise schriftlich vorbereiteten Vortrags.

Über die Schriftlichkeit der Neuzeit und ihren Normen- bzw. Stilwandel habe ich hier nicht viel gesagt. Sie steht u.a. im Zentrum von Admonis Aufmerksamkeit im Syntaxband von 1990. Seit Ende des 18. Jahrhunderts sieht Admoni in der Systementwicklung des Deutschen keine wesentlichen Neuerungen mehr: von da an komme es hauptsächlich zu quantitativen Veränderungen aller vom System her möglichen Varianten und vor allem in der Literatur zu Gegenbewegungen gegen die „Zementierung“ der schriftsprachlichen Normen. Aber auch im öffentlichen Verwendungsbereich der Schriftsprache begann vor über 100 Jahren eine neue Öffnung zur Mündlichkeit in Form der erst im 18., 19. Jahrhundert neben den Dialekten neu ausgebildeten sog. Umgangssprache. Dieser „säkulare Trend zur Vermündlichung“ – wie Johannes Erben (1989, S. 27) es einmal genannt hat – ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicher ebenso beschleunigt vorangeschritten, wie die im Vergleich zur Emigrantensprache hier nur knapp skizzierte heutige Sprechsprache sich von der gebildeten Umgangssprache in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wegentwickelt hat. Dabei finden heute offenbar die interaktive Gesprächstätigkeit und die situative Eingebundenheit des Sprechens stärkere Berücksichtigung, was sich etwa in dem starken Anschwellen von Gesprächswörtern und ähnlichen Signalen interaktiv bedingter Wiederholungen einerseits und im Verzicht auf syntaktische Vollständigkeit und Normerfüllung andererseits ausdrückt. Dies sei hier nur konstatiert unter Andeutung auch positiver Seiten des Differenzbefundes, denn das

öfters zitierte Menetekel vom 'Ende der Schriftkultur' bzw. vom 'Ende der Sprechkultur' ist nur *e i n e* der möglichen Deutungen. Auf jeden Fall aber hat auch die analog zur 'distanzsprachlichen Mündlichkeit' ansetzbare 'nähesprachliche Schriftlichkeit' eine große Vielzahl von Facetten, heute wie auch in stets sich wandelnder Form während ihrer ganzen 1200jährigen Geschichte.

Wer diesem Wandel von Formen, abhängig vom Wandel von Normen, nachgeht, betreibt auch als Sprachhistoriker meiner Auffassung nach Stilgeschichte, eng gebunden an die strukturellen Voraussetzungen und Variationsmöglichkeiten des sprachlichen Systems in den einzelnen Epochen.

Literatur

- Admoni, Wladimir G. (1990): *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen.
- Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.) (1984/1985): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2 Bde. Berlin. (HSK 2.1/2).
- Betten, Anne (1977/1978): Erforschung gesprochener deutscher Standardsprache. In: *Deutsche Sprache* 5, S. 335-361 (Teil I) und *Deutsche Sprache* 6, S. 21-44 (Teil II).
- Betten, Anne (1980a): Zu Satzbau und Satzkomplexität im mittelhochdeutschen Prosa-Lancelot. Überlegungen zur Beschreibung der Syntax mittelhochdeutscher Prosa. In: *Sprachwissenschaft* 5, S. 15-42.
- Betten, Anne (1980b): Der dramatische Dialog bei Friedrich Dürrenmatt im Vergleich mit spontan gesprochener Sprache. In: Hess-Lüttich, Ernst W.B. (Hg.): *Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft*. Wiesbaden. S. 205-236.
- Betten, Anne (1985a): *Sprachrealismus im deutschen Drama der siebziger Jahre*. Heidelberg.
- Betten, Anne (1985b): Direkte Rede und epischer Bericht in der deutschen Romanprosa. Stilgeschichtliche Betrachtungen zur Syntax. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 16, S. 25-41.
- Betten, Anne (1987a): Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen.
- Betten, Anne (1987b): Zur Satzverknüpfung im althochdeutschen Tatian. Textsyntaktische Betrachtungen zum Konnektor *thô* und seinen lateinischen Entsprechungen. In: Bergmann, Rolf/Tiefenbach, Heinrich/Voetz, Lothar (Hg.): *Althochdeutsch. Bd. I: Grammatik. Glossen und Texte*. Heidelberg. S. 395-407.
- Betten, Anne (1990): Zur Bedeutung von Textsyntax und Textlinguistik für die Sprachgeschichtsschreibung. In: Besch, Werner (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag*. Frankfurt u.a. S. 159-165.

- Betten, Anne (1992): Sentence connection as an expression of medieval principles of representation. In: Gerritsen, Marinel/Stein, Dieter (Hg.): *Internal and External Factors in Syntactic Change*. Berlin/New York. S. 157-174.
- Betten, Anne (1993a): Die literaturorientierte Dialogsprache der zwanziger Jahre. Beobachtungen an Interviews mit ehemals deutschen Juden in Israel. In: Löffler, Heinrich (Hg.): *Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung Basel 1992. Teil 1*. Tübingen. S. 187-198.
- Betten, Anne (1993b): Norm und Spielraum im deutschen Satzbau. Eine diachrone Untersuchung. In: Mattheier, Klaus/Nitta, Haruo/Ono, Mitsuyo (Hg.): *Methoden zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen*. München. S. 125-145.
- Betten, Anne (1994): Analyse literarischer Dialoge. In: Fritz, Gerd/Hundsnurscher, Franz (Hg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen. S. 519-544.
- Chafe, Wallace L. (1982): Integration and involvement in speaking, writing, and oral literature. In: Tannen, Deborah (Hg.): *Spoken and Written Language. Exploring Orality and Literacy*. 2. Aufl. Norwood, N.J. S. 35-53.
- Enkvist, Nils/Wårvik, Brita (1987): Old English *þa*, temporal chains, and narrative structure. In: Ramat, Anna G./Carruba, Onofrio/Bernini, Giuliano (Hg.): *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam/ Philadelphia. S. 221-237.
- Erben, Johannes (1989): Die Entstehung unserer Schriftsprache und der Anteil deutscher Grammatiker am Normierungsprozeß. In: *Sprachwissenschaft* 14, S. 6-28.
- Gerritsen, Marinel/Stein, Dieter (Hg.) (1992): *Internal and External Factors in Syntactic Change*. Berlin/New York.
- Goetsch, Paul (1985): Fingierte Mündlichkeit in der Erzählkunst entwickelter Schriftkulturen. In: *Poetica* 17, S. 202-218.
- Henne, Helmut (1980): Probleme einer historischen Gesprächsanalyse. Zur Rekonstruktion gesprochener Sprache im 18. Jahrhundert. In: Sitta, Horst (Hg.): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Zürcher Kolloquium 1978. Tübingen. S. 89-102.
- Holly, Werner (1983): „Die Mutter ist wie alt?“ Befragungstechniken und Beziehungsstile eines Psychotherapeuten in Zweitinterviews. In: Sandig, Barbara (Hg.): *Stilistik. Bd. II: Gesprächsstile*. Hildesheim/Zürich/New York. S. 103-147. (*Germanistische Linguistik* 5-6/81).
- Hopper, Paul J. (1979): Aspect and foregrounding in discourse. In: Givón, Talmy (Hg.): *Syntax and Semantics 12: Discourse and Syntax*. New York/San Francisco/London. S. 213-241.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, S. 15-43.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1969): *Hamburgische Dramaturgie*. In: Lessing, Gotthold Ephraim: *Werke in drei Bänden. Bd. 2: Kritische Schriften, Philosophische Schriften*. Hg. v. Perfahl, J./Mann, O. München. S. 276-698.

- Ochs, Elinor (1979): Planned and unplanned discourse. In: Givón, Talmy (Hg.): *Syntax and Semantics 12: Discourse and Syntax*. New York/San Francisco/London. S. 51-80.
- v. Polenz, Peter (1989): Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem. In: Cherubim, Dieter/Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*. Berlin/New York. S. 11-30.
- Raible, Wolfgang (1992): *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration*. Heidelberg. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-histor. Klasse, Bericht 2).
- Rath, Rainer (1979): *Kommunikationspraxis. Analysen zur Textbildung und Textgliederung im gesprochenen Deutsch*. Göttingen.
- Rath, Rainer (1989): Zur Erforschung der „Gesprochenen Sprache“. In: Scherer, Hans (Hg.): *Sprache in Situation. Eine Zwischenbilanz*. Bonn. S. 10-23.
- Riehl, Claudia Maria (1993): *Kontinuität und Wandel von Erzählstrukturen am Beispiel der Legende*. Göppingen. (= Diss. Eichstätt 1991).
- Roloff, Hans-Gert (1970): *Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts. Die Melusine des Thüring von Ringoltingen*. Köln/Wien.
- Sandig, Barbara (1973): Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: *deutsche sprache* 1,3, S. 37-57.
- Schank, Gerd/Schoenthal, Gisela (1983): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden*. 2. Aufl. Tübingen.
- Söll, Ludwig (1974): *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. Berlin.
- Sonderegger, Stefan (1979): *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. I: Einführung – Genealogie – Konstanten*. Berlin/New York.
- Spriewald, Ingeborg (1971): *Jörg Wickram und die Anfänge der realistischen Prosaerzählung in Deutschland*. Diss. Potsdam.
- Tannen, Deborah (1982): The oral/literate continuum in discourse. In: Tannen, Deborah (Hg.): *Spoken and Written Language. Exploring Orality and Literacy*. 2. Aufl. Norwood, N.J. S. 1-16. (Advances in Discourse Processes 9).
- Wilbur, Terence (1988): Sentence connectives in ancient Germanic texts. In: Calder, Daniel G./Christy, T. Craig (Hg.): *Germania: Comparative Studies in the Old Germanic Languages and Literatures*. Wolfeboro, N.H. S. 85-95.
- Wunderlich, Hermann (1894): *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung*. Weimar/Berlin.